

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



duhst behre, so ein Stoff zu meine trante Frau zu riefamende? Das is e Schelm, no, das is keine Schelm, das is e Kreim un reitendeg nemm ich die Battel zu mein Freund, den Meister Mehr, for das der emol die Sach inwettigete duht. Sell is kein Wisstie, sell is Peusen, pjuhr un simpel; jekt will ich emol sehn, ob es beime Jntenschene gewese is, meine arme trante Frau umzubringe. Do hot anwer die Wedesweilern angemel't Philipp, hot se gesagt, du wertsch mich doch mit ins Unglück serze wolle. Ich hen mehbie die Battel mit Rahrboldid Gsibd getadelt; sell is anwer doch nur ein Wisstich un keine Jntenschene gewese. Linder Phil, plies sei so gut un mach mich kein Trubel nit; ich tschartfise dich ja kein Cent nit for den Stoff. Se hot gegreint wie alles un do hot der Phil gesagt, well, dann will ich for diesmol noch still sein; anwer mach, das so nids mehr hapsene duht. Do hot se widerder gefuht un is fort. Wie se draus war, hot der Phil gesagt: Mit den Wisstie is gar nids die Mütter, edzpet, das die Battel bios en Dahler werth is. Jekt hen mir die zwei Battelle for natings un ich hen das bios gebahn, for dich zu pruhshe, das ich mich nit immer fuhle losse. Was sage Se zu so en schmarte Mann? Hen Se Worte? Mit bester Riegards Lizzie Hanstengel.

Elastische Wellen.

Die Erdrinde ist dauernd in Bewegung. Was uns unveränderlich erscheint, starr und fest gefügt für ewige Zeiten, das wagt in Wahrheit, verschleibt sich, staut sich, zerbricht und fällt am Ende den alles ausgleichenden Kräften zum Opfer. Nur ist das Zeitmaß ein ungeheures. Die Brust unserer Mutter Erde hebt und senkt sich, aber jeder Atemzug währt viele Jahrtausende, viel erleben wir nicht davon, und dann wird es für uns winzige Geschöpflein meist eine Katastrophe. Die Wissenschaft verfolgt naturgemäß alle Veränderungen, jeden Sturz, jede Regung auf das gewissenhafteste, ihren feinen Instrumenten entgeht nicht einmal jenes leise Zittern und Frösteln der schrumpelnden Planetenhaut. Alles zeichnen die überempfindlichen Seismographen auf. Nach allen Seiten, als elastische Wellen und Stöße, pflanzen sich die Erschütterungen von einem Bewegungszentrum durch den Erdboden fort. Leider aber kommen sie meist unvorhergesehen, und dadurch entgeht den Beobachtern viel interessantes Material. In den seltensten Fällen hat man einmal Gelegenheit, wie wir einer Notiz des Physikalischen Instituts zu Marburg entnehmen, die Fortpflanzung der elastischen Wellen in der Luft und im festen Boden miteinander zu vergleichen, wie es kürzlich bei Sprengarbeiten in der Nähe von Jenbach in Tirol der Fall gewesen ist. Der Beobachter konnte dort, auf einer etwa 1500 M. entfernten Bank sitzend, ganz überraschend deutlich zuerst das Ankommen der Erschütterungswelle im Erdboden verspüren, der dann in etwa vier Sekunden die Schallwelle folgte. Hieraus konnte man schließen, daß sich die Wellen im Boden etwa vier bis fünf mal schneller fortpflanzen als in der Luft, und mithin die beträchtliche Geschwindigkeit von 1600 M. in der Sekunde hatten. Im Stehen waren die Erschütterungen kaum wahrzunehmen.

Eine giftige Eidechse.

Unter den Eidechsen, die uns als zierliche und harmlose Thiere bekannt sind, nimmt das Heloderma horridum eine besondere Stelle ein. Sumichrast, der dieses häßliche Thier genauer studiert hat, berichtet, daß er Individuen von mehr als 3 Fuß Körperlänge gesehen hat. Das Thier bewohnt ausschließlich die heiße Zone zwischen den Korbilleren und dem Pazifischen Ozean; niemals hat man es auf der Seite des Golfes von Mexiko angetroffen. Es ist leicht, die Lebensweise des Helodermas zu beobachten, da es nur im Halbbuntel zum Vorschein kommt und sich nicht weit von seinem Schlupfwinkel entfernt. Das Reptil bewegt sich außerordentlich langsam, da seine Beine kurz, dick und ungleich sind. Bei sehr alten Individuen oder bei Weibchen kurz vor der Legezeit erreicht der Leib eine solche Größe, daß er auf dem Boden schleift, wodurch der Anblick dieses bizarren Wesens noch abschreckender wird. Man trifft das Thier an trockenen Orten, am Saume von Wäldern oder an abgelegenen Stellen, deren Boden mit vermoderten Stämmen und Gräsern bedeckt ist. Während der trockenen Jahreszeit, vom November bis zum Mai, begegnet man dem Reptil sehr selten, häufiger jedoch in der Regenzeit. Der Körper des Helodermas strömt einen sehr starken und ekelhaften Geruch aus. Reist man das Thier, so flieht aus seinem Maul ein febriger, weißlicher Eifer, der von den sehr stark entwickelten Speicheldrüsen ausgeschieden wird. Schlägt man das gornige Reptil, so wirft es sich auf den Rücken und läßt ein tiefes Zischen hören. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren oder auch aus faulendem Fleisch.

Der Traurigkeit kann kein Mensch sich erwehren, der Verdrücktheit über.

Die Brüder.

Von Hermann Heijermans.

„Wir saßen in der Laube,“ erzählte mein Freund, „Paulo, Wouter und ihre Mutter und ich. Wir hatten einander seit Jahren nicht gesehen. Ich kam eben von der Reife. Paulo war ein großer, blonder Junge, intelligent und scharfsinnig, Wouter, kleiner, runder, lustiger; er schien wohl um neun Jahre jünger zu sein. Trotzdem waren sie höchstens um ein paar Jahre auseinander. Die Mutter, die noch hübsch und jugendlich war, als ich in's Ausland ging, erkannte ich kaum wieder; so hatte sie der Kummer angegriffen. Ein Kummer, an dem man zu Grunde gehen könnte. Erst war ihre jüngste Tochter gestorben, dann der Mann, dann noch eine Tochter, dann ein Sohn. Vier Todesfälle in acht Jahren; entsetzlich, nicht wahr? ... Die Frau fürte ernsthaft auf unsere Gespräche. Das Lachen hatte sie verloren. Manchmal sagte sie ein Wort, blinzelte freundlich von Paulo zu Wouter, von Wouter zu Paulo, immer mit dem selben ruhigen, wohlwollenden Interesse. Erinnerungen waren um sie und in ihr, an die graue, mordende Krankheit ... Gegen halb Zehn — ich sollte über Nacht bleiben — stand sie auf, um mein Zimmer in Ordnung zu bringen. Wir blieben in der Laube. Auf dem Tisch brannte eine kleine Lampe, die einen behaglichen Schein verbreitete. Paulo rauchte eine Cigarette, Wouter hing müde in seinem Stuhl. Das Gespräch schleifte sich träg fort. Um uns her sang das leise Rauschen der Blätter in dem dunklen Garten. Die matt erleuchteten Fenster des Hauses jimmerten durch die schwarzen Baumfilhouetten. Wir schwiegen. Das feurig rothe Pflüchtchen der Cigarette leuchtete durch den Tabaksqualm. Da sah ich, wie Paulo sein bleiches Gesicht dicht über den Tisch neigte. Unruhig klang seine Stimme. „Du bist so still, Wouter.“ „Ich? Ich?“ Wouter fuhr mit einem Rud empör; er stellte sich harmlos fröhlich. „Ja, Du. Du warst schon vorhin so, als Mutter noch da war; fehlt Dir etwas?“ „Aber nein ...“ „Warum sagst Du denn nichts?“ Und Beide lachten laut auf. Es berührte mich unangenehm, sie in der Dunkelheit der Laube lachen zu hören; ihre Gesichter waren kreideweiß. „Wir scheint,“ hat Paulo wieder an, „daß Du schon seit ein paar Tagen sehr zerstreut bist, abwesend, — wie soll ich's nennen? In Dich selbst gefehret. Ich wollte es nicht sagen, während Mutter da war. Du leugnest es ja allerdings, aber ... aber ...“ „Ach, Du bist verrückt!“ Wouter lachte. Beim Schein der Lampe öffnete er seine Cigarettenpackung, nahm ruhig eine Cigarette heraus und schnitt die Spitze ab. Lustig beleuchtet das flammende Streichholz sein Gesicht, sein rundes junges Gesicht. Wir rauchten alle Drei. In breiten Schichten zog der Dampf in das Mäntelchen hinauf; wir schwiegen. Aus dem Hause klangen die Stimmen der in der Küche sitzenden Dienstmoten. „Sch einmal beharre Paulo: ...“ „Es ist doch etwas passiert? Geschäftlich etwas?“ „Was fällt Dir eigentlich ein?“ fuhr Wouter auf; „wenn ich Dir doch sage, daß nichts los ist! Ich werde Dich doch nicht belügen.“ „Nun, nun,“ meinte der Andere vorwurfsvoll: „was für große Worte! Warum bist Du denn gleich so gereizt? Ich frage doch nur aus Interesse. Ist das denn ein Grund, um so aufzufahren?“ „Frage ich denn auf?“ fragte Wouter erregt. „Ich könnte viel eher sagen, daß Du auffährst; ich bin so ruhig und so gelassen wie Willem (Willem bin ich nämlich).“ „Schön; dann irre ich eben,“ sagte Paulo nachgiebig; „um so besser, um so besser.“ „Aber da Du nun doch einmal darüber sprichst,“ begann Paulo wieder, „möchte ich Dir doch sagen, daß, wenn ich manchmal still und in Gedanken verfunken bin, es aus ganz anderen Gründen ist, als Du vielleicht annimmst. Komisch, nicht wahr? Während er sich über mich Sorgen macht, mache ich mir welche über ihn.“ „Haha,“ sagte Paulo mit hartem Lachen: „Das ist ja eine ganz patente Komödie; sehe ich denn so schlecht aus, daß Du Dich meinestwegen beunruhigst? Ich fühle mich so gesund wie ein Fisch im Wasser.“ „Du hast heute Abend angegriffen aus. Du tadelst viel zu lange.“ „Na ja, nun sieht man's mal so recht; ich habe heute überhaupt nicht geradelt.“ „Nicht geradelt? Aber Du thust's doch sonst jeden Tag.“ „Keine Lust heute. Zu warm.“ „Ach so. All right. Ist das nicht zum Toblachen, Willem? So sprechen wir sehr oft mit einander.“ Sie lachten und rauchten schweigend weiter. Paulo lag in seinen Stuhl zurückgelehnt und blies Rauchringe in das Mäntelchen der Laube. Wouter sah ruhig passend da. Langsam erlosch die kleine Lampe. Aufmerksam sahen wir hinüber, bis auch der letzte zaghafte Schein vergangen war. Eine angenehme Dunkelheit entfaltete ringsum.

Da störte uns die Mutter: „Nicht zu lange draußen bleiben, Wouter ... Du hast einen Katarth weg, che Du dran denkst.“ Und wieder strappierte mich Wouters Gereiztheit. „Anstimm, Mama! So'n zartes Püppchen bin ich doch nicht! Ihr behandelst mich ja gerade, als ob ... als ob ...“ Das Gespräch stockte. Wir gingen hinein. Paulo führte mich in mein Zimmer, und blieb noch eine Weile zögernd, mit dem Leuchter in der Hand, stehen. „Weißt Du: vorhin wollte ich es nicht sagen, aber im Ernst; ich beunruhige mich Wouters wegen sehr; siehst Du denn nichts Auffallendes an ihm?“ „Ach? Nein; nichts.“ „Nichts? Es ist aber doch so; ich irre nicht ...“ „Was meinst Du denn eigentlich?“ „Waters Krankheit ...“ „Aber wie kommst Du denn darauf?“ Er sieht ja brillant aus.“ „Ach, bester Freund, ich kenne die Symptome; wir haben Lehrgeld bezahlt. Bei Truus und Heine habe ich's langsam kommen sehen. Diese trügerische Gesundheit, den Appetit, das fiederhafte Trinken, die Reizbarkeit ...“ „Anstimm ... Du wirst ...“ Wir schwiegen plötzlich. Wouter war heringekommen. „Was habt Ihr noch so viel zu reden?“ fragte er misstrauisch. „Ich sagte ihm nur Gute Nacht. Wie neugierig Du bist! Gute Nacht, Willem, schlaf gut!“ Jetzt blieb Wouter im Zimmer zurück. „Ihr spracht gewiß über mich, nicht wahr?“ fragte er unruhig. „Ach! Anstimm! Wie kommst Du darauf?“ „Ich hörte meinen Namen.“ „Keine Spur ...“ „So ... Ich dachte nur so ...“ „Kraucht Du noch was? ... Denkst Du auch daran, Deine Stiefel herauszustellen? ... Dann gute Nacht ...“ „Sag' mal: findest Du nicht, daß Paulo sehr mager geworden ist? Du hast ihn lange nicht gesehen ...“ „Nun? Der ist ja nie bei mir gewesen ...“ „Nun, ich finde aber, daß er in letzter Zeit sehr mager geworden ist; er macht mir Sorgen.“ „Dir auch?“ „Was meinst Du damit?“ „Na, Ihr seid wunderbar. Der Eine angängigt sich um den Anderen.“ „Anstimm! Von mir ist nicht die Rede. Ich fühle mich famos. Aber er ... er ist nie stark gewesen. In den letzten Monaten fängt er an, Vater so ähnlich zu sehen. Eine trappante Kleinlichkeit ...“ „Mein, wahrhaftig, Willem, es ist keine Einbildung. Ich habe mit dem Arzt darüber gesprochen, habe ihm etwas zur Untersuchung mitgegeben. Du weißt schon ... Schlecht ausgefallen!“ Er hatte sich an den Tisch gesetzt und starrte mit besorgtem Blick ins Kerzenlicht. „Ich nahm die Sache leicht, um ihn leiter zu stimmen. Ihr seid zwei Thoren,“ sagte ich lachend; „lauter Einbildung! Und der darf man nicht nachgeben. Einbildung ist die schlimmste Krankheit.“ „Wäre es nur Einbildung!“ sagte er bedrückt. „Aber man irrt nicht leicht, wenn man schon so viele viele Menschen verloren hat ... Und unsere arme Mutter, die nichts feht!“ Er war fortgegangen. Ich blieb allein in meinem Zimmer, öffnete das Fenster und sah die schwarzen Umrisse der Laube im Garten. Einbildung ist eine Qual, dachte ich; und mir ward das Selbstame dieser beiden Vermuthungen, dieser beiden Ängste klar. Aber kurze Zeit darauf sah ich Beide dahinsinken, Beide sterben, Beide die eigene Krankheit verlegend. Einer um den Anderen verzweifelt besorgt ... Und den ersten Abend in der Laube werde ich nicht leicht vergessen.“

Die Farbe der Spinnen.

Es ist wohl bekannt, daß bei einer großen Zahl von Tieren, und zwar sowohl bei wirbellosen wie bei Wirbeltieren, die Färbung an den Seiten und auf der Unterseite des Körpers von der des Rückens verschieden ist. Meist ist die Rückenseite am dunkelsten, die Bauchseite am hellsten, und die Flanken halten in der Färbung die Mitte zwischen beiden. Durch diese Abtönung mögen die Thiere weniger auffällig werden und der Beobachtung ihrer Feinde leichter entgehen. Von der allgemeinen Regel hat nun ein Naturforscher eine merkwürdige Ausnahme festgestellt, die gerade sehr zu Gunsten jener über die Wirkung ausgeprochenen Ansicht spricht. Die Spinnen der Gattung Linyphia haben nämlich auf der Bauchseite eine dunkle Färbung. Die Flanken sind mehrfach mit schrägen weißen Streifen verziert, während die Rückenseite noch weit stärker mit weißen oder blassen Flecken und Linien gepunktet ist. Im großen und ganzen also ist die Färbung bei diesen Spinnen gerade entgegengesetzt wie sonst. Das hat nun seinen guten Grund, denn die Linyphien spinnen webartige Netze, in deren Mittelpunkt sie in umgekehrter Lage hängen, so daß die Bauchseite nach oben weist. Diese empfängt also das stärkste Licht, die Rückenseite das wenigste. Der umgekehrten Körperstellung entspricht also genau die umgekehrte Vertheilung der Schattirung des Körpers.

Arzt und Apotheker in China.

Die chinesischen Aerzte sind in Europa durchgehends als Quacksalber verschrien. Und doch ist nicht zu verkennen, daß sie oft große Erfolge erzielen. Durch das Studium ihrer tausendjährigen Traditionen, durch natürliche Anlage und Übung bringen sie es fertig, eine ganze Anzahl Krankheiten richtig zu behandeln und zu kuriren. Freilich gegen den Tod ist auch im „himmlischen Reich“ kein Kraut gewachsen, und wirkliche „Kruppsucher“ gibt es auch dort. Ganz besonders liegt die Chirurgie darnieder. Als Missionar hatte ich auch einige chinesische Aerzte angestellt, die vielfach die Vorläufer der Missionare sind. Sie helfen den Kranken, geben ihnen, so weit wie möglich, unentgeltlich Medizin und durch dieses Werk der Barmherzigkeit machen sie oft die Herzen zur Annahme des Christenthums bereit und sammeln sich in den Dörfern viele Freunde und Christen. Unter diesen Aerzten genoss einen besonders großen Ruf der Doktor Tsautatou, das ist Tsau mit dem großen Kopfe. Der Mensch hatte wirklich einen Rapiatkopf! Weit und breit wurde dieser Name genannt, und viele Stunden weit wurde dieser Mann zu Kranken abgeholt. Und wirklich, er machte ausgezeichnete Kuren, so daß ich selbst es wagte, in einer Krankheit mich von ihm behandeln zu lassen — und mit Erfolg. Von ihm habe ich dann auch manches über die chinesischen Aerzte erfahren, das vielleicht interessiren dürfte. In China kann jeder „Doktor spielen“. Eramen braucht da nicht. Meistens sind aber die „Frühgeborenen“ oder „Herrn“, wie die Aerzte sich offiziell nennen lassen, studierte Leute, vielfach solche, die beim allgemeinen Staatsexamen durchgefallen sind. Als studierte Leute müssen sie in China eben alles können, auch Kranke heilen. Wenn sie es recht ernst nehmen, gehen sie bei einem älteren „Lehrer“ noch eine Zeitlang in die Lehre, um sich tiefer in die Wissenschaft einführen zu lassen und um — wenn sie zugleich Apotheker sein wollen, was oft der Fall ist — auch das „Pillendrehen“ zu erlernen. Viele dieser Aesculapsöhne studiren nur einzelne Krankheiten. Man kennt hauptsächlich neun Zweige der medizinischen Fakultät: 1. Krankheiten der großen Blutgefäße, 2. Krankheiten der kleinen Blutgefäße, 3. Fieber, 4. Hautkrankheiten, 5. Augenkrankheiten, 6. Hals-, Mund- und Zahnleiden, 7. Frauenkrankheiten, 8. Knochenleiden, 9. Fälle der Akupunktur. Für das Studium der Krankheiten gibt es eine Menge Bücher, die theilweise mehrere tausend Jahre alt sind, theilweise in einzelnen Familien von Eltern auf Kinder vererbt werden und nicht im Druck erschienen sind. Die Anatomie ist den Chinesen fremd. Freilich haben sie auch dafür ein Buch, das Reijing, das dem Kaiser Huangti (2697 v. Chr.) zugeschrieben wird. Nach ihrer Ansicht liegt das Herz dort, wo wir den Magen haben, und die Galle soll im Hintertopfe sein. Der Mann hat zwölf Rippen, während die Frau vierzehn hat; der Schädel des Mannes besteht aus acht, der der Frau aus sechs Stücken. Im anzen gibt es 22 wichtige und 56 unwichtige Theile am Körper u. s. w. Uebrigens wissen einzelne, wie mein Tsau, doch etwas mehr als diese alten Schemer. Früher soll es in China eigene medizinische Schulen gegeben haben. Districte von 100,000 Familien stellten dafür 20 Schüler, Districte unter 100,000 Familien stellten zehn. Heute bestehen solche Schulen nicht mehr. Inzwischen hat heute fast jedes Dorf seinen Arzt und eine Apotheke. Staatlich ist in jedem Kreise ein Arzt angestellt — natürlich ohne Gehalt. Seine Aufgabe ist es, bei Verbrechen die Wunden zu messen und den Tod und die Todesart festzustellen. Uebrigens ein eintägiges Geschäft! Da er nämlich das Protokoll aufnehmen, die Wunden zählen und messen muß, liegt es bei ihm, größere oder kleinere, mehr oder weniger oder gar keine Wunden zu finden und zu erklären, daß jener eines natürlichen Todes gestorben oder von Verbrechenhand ermordet worden sei. Die Partei, die ihm die meisten Trinkgelder gibt, wird natürlich am meisten begünstigt. Außer diesem Kreisarzte besteht in jedem noch ein Medizinalhof, der bezogen muß, daß die Regeln der Wissenschaft (!) im Reiche befolgt werden, und dessen Mitglieder auch die Aerzte des kaiserlichen Hofes sind. Wird ein Chineser krank, dann sucht er den Arzt auf, aber läßt diesen zu sich einladen. Berühmtere Aerzte gehen nicht zu Fuß, sie müssen mit Gel, Pferd oder Wagen abgeholt werden. Im Hause des Kranken angekommen, muß sich der „Frühgeborene“ zunächst ausruhen im Fremdenzimmer, wobei ihm Schnaps und Süßigkeiten, unter Umständen ein großes Maß vorgelegt werden. Erst nachdem er seinen Appetit gestillt, sucht er den Kranken auf. Nach den ersten allgemeinen Fragen, ob der Kranke noch essen könne u. s. w. (das Wichtigste beim Chinesen), geht der Arzt sich nieder, um den Puls zu untersuchen. In sich versunken sitzt er 5 bis 10 Minuten da, alle fünf Finger auf den Puls des Kranken legend. Endlich verkündet er mit gewichtigem Miene, wo die Krankheit liegt, orientirt sich noch durch einzelne Fragen und schreibt dann das Rezept. Darauf empfindet sich der Arzt, um nach einigen Tagen wieder zu erscheinen. Sohn erhält er meistens nicht, aber er bezieht von den Apothekern, wenn er nicht selbst auch Besitzer der Apotheke ist, seine Prozenze. Nach guten Kuren erhält er aber reiche Geschenke. Apotheker gibt es, wie schon oben gesagt, in jedem größeren Dorfe. Die Rezepte enthalten meistens viele Arzneien, oft bis zwanzig Sorten. Die Arzneien werden entweder in Pillen verabreicht, oder sie werden in natürlichem Zustande gegeben und von den Verwandten des Kranken in einem kleinen Tiegel gekocht. Dieses Gebrauh, das meist sehr bitter und ekelregend schmeckt, und vor dessen Geruch der Europäer schon zurückzuckt, wird immer heiß getrunken und zwar mindestens eine große Tasse. Ein chinesisches Werk aus der Mingdynastie (1368 bis 1644) enthält 27,739 Rezepte. Zu Arzneien gebraucht der Chinese Kräuter und Mineralien, aber auch viele abergläubische Mittel, wie „Drachenzähne“, Tausendfüßler, Skorpione, spanische Fliegen, Mistkäfer, Kaulquappen u. s. w. Der chinesische Arzt begnügt sich aber nicht mit Medizin allein. Bekannt ist das Massiren in China, das besonders bei Kopf- und Magenleiden angewandt wird. Und wenn gelinde Kuren nichts helfen, dann ruhet der Arzt z. B. bei Magenleiden auf den knurrenden Magen und streicht und knetet ihn so lange, bis ihm das Knurren vergeht. Ein anderes Mittel ist die Akupunktur. Man sticht mit Nadeln an bestimmten Stellen in den Körper hinein. Die Methode wird viel angewendet und sehr gelobt. Auch ich habe mich einmal „stechen“ lassen. Ich litt schon längere Zeit an Uebelkeit, und der Arzt erklärte mir, mich schnell kuriren zu können, wenn ich mich stechen ließe. Er sah mir unter die Zunge und bemerkte dort einige schwarze Blutpunkte. Er stech die Nadeln auf und ich war geheilt. Nach all diesem wird es der Leser mir glauben, daß es nicht angenehm ist, mitten im Innern Chinas krank zu liegen, ohne andere Hilfe als die eines dieser „Frühgeborenen“. „Kein Gläubiger unter der Thür, kein Arzt im Hause, das ist Glück,“ sagt ein chinesisches Sprichwort. (Deutsch-Asiatische Werte.)

Elektrische Landbahnen.

Die Kaiserlich-Preussische Landbahn behandelte die Frage: „Sind elektrische Landbahnen (Interurban Railways) profitabel?“ und kommt zu der Ansicht, daß diese Frage noch nicht geschlossen sei; von ihrer Lösung hänge die theilweise oder gänzliche Einführung der elektrischen Triebkraft auf den jetzigen Dampfisenbahnen ab. Beim allgemeinen Publikum scheint es gar nicht mehr fraglich zu sein, daß die elektrischen Bahnen mit Gewinn betrieben werden können. Aber das Railway Age behauptet, daß es noch unentschieden sei, ob Dampf oder Elektrizität zu jehiger Zeit als die billigere Triebkraft betrachtet werden können. Anfanglich, als die elektrischen Linien mit geringer Rivellirungsarbeiten angelegt wurden, leichtere Schienen und im ganzen auch eine weniger kostspielige Ausrüstung hatten, schienen sie außerordentlich gewinnbringend zu sein. Es hat sich jedoch gezeigt, daß die den starken Anforderungen wirklich und erfolgreich entsprechenden elektrischen Bahnen einen ebenso soliden Unterbau, ein ebenso festes Bett und so starke Schienen nebst guter Ausrüstung haben müssen, wie die Dampfisenbahnen. Und dies bedeutet größeres Anlagekapital und vermehrte Unterhaltungskosten und Betriebskosten. Deshalb sei es noch eine offene Frage, ob sie im Vergleich zu den Dampfisenbahnen ebenso profitabel seien. Die preussische Regierung, welche bekanntlich im Eisenbahnbienfist sehr aktiv ist, scheint jene Frage zugunsten der Elektrischen entscheiden zu haben. Nach einer Berliner Depesche ist nämlich die Umwandlung der Staatsbahnenlinien Berlin-Hamburg und Berlin-Spandau in elektrische Bahnen im Prinzip beschlossen. Der Kaiser hatte es bisher aus finanziellen Rücksichten abgelehnt, dem Plane keine Zustimmung zu ertheilen, jedoch hat er nunmehr seinen Widerstand fallen lassen, weil die Einnahmen der Eisenbahnen sich so glänzend gestaltet haben und stetig sich heuernde Revenuen verheissen. Nachdem die Opposition des Reichstages einmal überwunden ist, wird die Ausführung der Arbeiten ehestens in Angriff genommen werden. Die Umwandlung in elektrische Bahnen dürfte verhältnismäßig wenig Zeit beanspruchen. In manchen Theilen des Staates Michigan werden für Wäse Prämien in Höhe von \$35 gezahlt. Warum da nicht schon die Farmer sich auf die Wäsejucht gelegt haben, ist bei der sonstigen Schlaubeit des Amerikaners eigentlich ungreiflich. Diejenigen, welche alles zu wissen scheinen, wissen gewöhnlich am wenigsten. Manifeste sind in Rußland die Universal-Medizin, mit der jedes Leiden geheilt wird. Der General Europaitin sollte ausgenblicklich im Stande sein, den Japanern mit Erfolg gegenüber zu treten, da die Strategen in St. Petersburg anderweitig beschäftigt sind.